

Leseprobe

Theodor Wolff

Juli 1914

Meine Zeugenaussage  
zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs

Herausgegeben, eingeleitet und  
mit einer biografischen Skizze über Theodor Wolff  
von Robert Vehrkamp



AISTHESIS VERLAG

---

Bielefeld 2014

*Abbildung auf dem Umschlag:*

Porträt Theodor Wolffs von Max Liebermann (20.8.1919).

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2014

Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld

Satz: Germano Wallmann, [www.geisterwort.de](http://www.geisterwort.de)

Druck: docupoint GmbH, Magdeburg

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-8498-1066-5

[www.aisthesis.de](http://www.aisthesis.de)

# Inhalt

<b>Einleitung</b>	
des Herausgebers .....	9
<b>Kapitel I</b>	
<i>Dramatis Personae</i>	
Kaiser Wilhelm II. ....	21
Fürst Bülow .....	30
Bethmann-Hollweg .....	34
<b>Kapitel II</b>	
<i>Tagebuch der Julikrise 1914</i>	
21./22. Juni – 24. Juli .....	43
25. Juli – 5. August .....	53
<b>Kapitel III</b>	
Der Krieg des Pontius Pilatus .....	85
<b>Kapitel IV</b>	
Aufstieg zur Legende .....	113
Eine Welt, die im Trüben fischt .....	116
Festigkeit bringt vielleicht Gewinn .....	119
Der Wunsch, eine Lösung zu finden .....	122
Es darf kein »zu spät« geben .....	125
Eine Welt auf der Lauer .....	127
Nun wirklich der Weltkrieg .....	129
<b>Theodor Wolff – Porträt in vier Skizzen</b> .....	133
von Robert Vehrkamp	
<b>Editorische Notiz</b> .....	157
<b>Abbildungsnachweise</b> .....	159
<b>Personenverzeichnis</b> .....	161

26. Juli 1914

Der nächste Tag, der 26., war ein Sonntag, schon am Vormittag war Unter den Linden und überall im Zentrum der Stadt ein ungeheurer Zusammenlauf, das Musikkorps der aufziehenden Wachkompagnie spielte die österreichische Kaiserhymne, vor den Denkmälern hielten junge und alte Herren patriotische Ansprachen, in einem Automobil fuhr man Bilder Franz Josefs und Wilhelms herum. In München hatte man am Abend alle Serben verprügelt, die dort studierten, und ihr Stammlokal, ein Kaffeehaus, demoliert.

Ein amtliches Telegramm meldete, der Kaiser habe seine Nordlandreise abgebrochen und sei von Bergen auf dem schnellsten Wege nach Deutschland abgereist. Wahrscheinlich werde er schon morgen wieder in der Heimat sein. [...]

Andere Meldungen von besonderer Wichtigkeit trafen an diesem Sonntag nicht ein. Nur von allen Seiten her Mitteilungen über Anstrengungen der Kabinette, den europäischen Frieden zu erhalten, und aus Wien die offiziöse Erklärung, dass nach einer Unterredung Sasonows mit dem österreichisch-ungarischen Botschafter Graf Szapary »der allgemeine Eindruck ein günstiger ist, wenn auch die Lage kritisch bleibt«.

Gegen Mittag ging ich in das Auswärtige Amt, zu Wilhelm von Stumm.

Ich sagte ihm, dass doch zum mindesten die Skandalszenen vor der russischen Botschaft und das ganze Nieder-Geschrei aufhören müssten, und dass es die Pflicht der Regierung sei, alles irgend Notwendige für die Beendigung dieses Unfuges zu tun. Wenn man den Schreibern weiter so die Straße überlasse, treibe man geradezu in die Katastrophe hinein. Es sei nicht möglich, die bisherige Politik weiter mitzumachen, wenn die Regierung nicht deutlich den Entschluss zeige, sich von den Radauhelden zu trennen.

Wilhelm von Stumm meinte auch, dass etwas geschehen müsse, und machte sich, um dem Gedächtnis nachzuhelfen, eine Notiz. Im Laufe des Tages erschien dann, sicherlich nicht auf meine Anregung hin, eine offiziöse Erklärung, die besagte, dass »bedauerlicherweise taktlose Rufe vor dem Gebäude der hiesigen kaiserlichen russischen Botschaft ausgestoßen worden« seien, und Maßnahmen gegen die Wiederholung derartiger Vorkommnisse verhielß.

Als wir über die allgemeine Schicksalsfrage sprachen, äußerte Stumm, er halte an der Hoffnung fest, dass man »herauskommen« werde, und jedenfalls habe sich die Situation nicht weiter verschärft. Er wiederholte die Gründe, aus denen sich »ruhiges Durchhalten« empfehle, und ich war nicht absolut überzeugt davon, dass er selbst diese Ruhe besaß.

Unten in der Wilhelmstraße traf ich einen bekannten Großbankier, Generalkonsul einer außerhalb der Konfliktzone stehenden Macht, der mir erzählte: »Ich habe unsern Botschafter gefragt, soll ich mir eine Uniform machen lassen, Exzellenz? Der Botschafter hat mir geantwortet: »Ich habe so viele solcher Krisen kommen und gehen sehen, und glaube auch diesmal nicht an den Krieg.« Er ist ein alter diplomatischer Routinier. Ich werde mir die Uniform noch nicht bestellen.«

27. Juli 1914

Am Montag, dem 27. Juli, sprach im Unterhause vor den vollständig versammelten Parlamentsmitgliedern Sir Edward Grey. Auf der Tribüne saß, nicht minder vollständig und nicht minder gespannt, das diplomatische Korps. Grey sagte, solange der Konflikt auf Österreich und Serbien beschränkt bleibe, habe England zur Einmischung kein Recht. Wenn aber die Beziehungen zwischen Österreich-Ungarn, Deutschland und Russland bedrohlich würden, sei das eine Sache des europäischen Friedens und gehe alle an. Er habe bei den Regierungen Frankreichs, Deutschlands und Italiens angefragt, ob nicht ihre Botschafter in London in gemeinsamer Konferenz mit ihm Mittel suchen könnten, um über die Schwierigkeiten hinwegzukommen. Gleichfalls gemeinsam sollten die vier Mächte die Kabinette in Wien, Petersburg und Belgrad ersuchen, die militärischen Maßnahmen bis zur Beendigung dieser Konferenz einzustellen. Die Rede und der Vorschlag Greys machten einen starken Eindruck auf das Publikum der ganzen Welt. Allerdings, die Nachdenklicheren erkannten die Schwierigkeiten, die sich aus der Voraussetzung ergeben mussten, dass die in den Streit verwickelten Mächte sich verpflichten sollten, bis zur Beendigung der Konferenz ihre militärischen Vorbereitungen einzustellen, denn jeder konnte ja immer behaupten, der andere setze seine Rüstungen fort. Aber Grey hatte doch wenigstens eine Initiative gezeigt. Er war jetzt doch der einzige, der aus dem Dunkel heraustrat, sich öffentlich an die Völker und ihre Regierungen wandte, während ringsherum eine geheime Diplomatie fatalistisch oder mit halber Bereitwilligkeit in jeder Minute dem Kriege näher entgegenglitt. Wenn alle sich treiben ließen, niemand genug Willenskraft und Meisterschaft hatte, um dicht vor dem Niagarafall den Kahn zurück zu reißen, so musste es doch zum fürchterlichen Absturz kommen. In dieser allgemeinen Ideenarmut und Untätigkeit erschien Grey, der Zwiespältige, innerlich Unsichere, als Mann der Aktion.

28. Juli 1914

Am Vormittag des 28. Juli suchte ich abermals Wilhelm von Stumm in seinem Arbeitszimmer auf.

Er sagte, Greys Konferenzvorschlag sei unannehmbar gewesen, man müsse Rücksicht auf Österreich nehmen und könne es jetzt nicht, nach dem Beginn der Aktion, zum Haltmachen zwingen. Er war ziemlich verschlossen und wich bei meinen kritischen Einwendungen achselzuckend aus.

Ich sagte, so werde nun auch die letzte Reserve, die Vermittlung Englands, verscherzt. Der Eindruck in der Welt müsse für uns sehr ungünstig sein. Gegen die Konferenz möge sich allerlei einwenden lassen, aber die Art, wie man sie abgelehnt habe, formalistisch und ohne öffentlichen Gegenvorschlag, habe peinlich berührt. Grey habe öffentlich, im Parlament, der ganzen Welt seinen Vorschlag mitgeteilt. Warum trete Deutschland nicht ebenso mit einem eigenen Gedanken für die Erhaltung des Friedens an die Öffentlichkeit?

Stumm erklärte, es sei alles Mögliche geschehen.

Ich warf ein, das möge zutreffen, aber auf die öffentliche Meinung, auf die Völker komme es an, und die wüssten nichts davon. Die Gefahr sei nachgerade riesengroß.

Er: Eine Gefahr bestehe natürlich, aber ohne Risiko gebe es keinen Erfolg. Die Hauptsache sei, dass man unsere Militärs zurückhalte falls Russland mobilisieren sollte, was ja nicht ausgeschlossen sei. Dann würden wahrscheinlich unsere Militärs kommen und mobilmachen wollen und da werde man alles tun müssen, um sie von solchen Ideen abzubringen.

29. Juli 1914

Am folgenden Tage, dem 29., im gleichen Zimmer, fortgesetzter Dialog.

Stumm hielt auch jetzt – am Abend vorher hatte Österreich-Ungarn die Kriegserklärung an Serbien gerichtet – die Lage zwar für ernst, aber nicht für aussichtslos. Es komme natürlich viel auf die weitere Haltung Englands an. Der dunkle Punkt sei, dass Russland seine Rüstungen weiterbetreibe – alle aus Russland eintreffenden Meldungen besagten das. Hoffentlich würden unsere militärischen Kreise nicht die Nerven verlieren und nun nicht auch die Mobilmachung verlangen. Dass er abermals auf die militärischen Nerven zurückkam, zeigte deutlich, dass er sich viel mit ihnen beschäftigte und selber nervös geworden war.

Am Abend traf die Nachricht von einer russischen Mobilisierung ein. Der Befehl war an 16 Armeekorps, in den Militärbezirken Kiew, Odessa, Moskau und Kasan, ergangen. Die österreichische Grenze, noch nicht die deutsche, war bedroht.

Wie man ferner erfuhr, hatten um 5 Uhr in der Frühe die österreichisch-ungarischen Monitore und die Artillerie mit der Beschießung von Belgrad begonnen. Die Stadt wurde kaum verteidigt, die Serben hatten schon einige Tage vorher die weiße Fahne gehisst. Aber die Ehre der Armeen verlangt, dass bei solchen Gelegenheiten gekämpft und geschossen wird.

Ich ging nur noch mit einem Gefühl, das schwer zu definieren ist, aber jedenfalls ein Gefühl des Widerstrebens war, in das Haus in der Wilhelmstraße und an den beiden Sphinxen vorbei. Die Luft in dem Hause war dumpf, und man hatte den Eindruck, dass die Fenster seit langem nicht mehr geöffnet worden seien. Die Stille in den Korridoren lastete, es war eine Wucht des Schweigens, die Beamten, die dann und wann mit Akten aus einem Zimmer traten, wirkten beinahe gespensterhaft. Und zugleich war es eine Atmosphäre wie im Spielcasino, wo die nervösen Verlierer und die »schönen«, die mit der breiten Brust, den letzten Einsatz riskieren, wenn schon die fahle Morgendämmerung naht. Man hatte ein großes diplomatisches Spiel spielen wollen, und die Hoffnung, dass man heil herauskommen könnte, zerrann mit jeder Stunde mehr. Man heuchelte achselzuckend Kaltblütigkeit, man verbarg die Furcht hinter Masken, man kam mit einem verräterischen Atem aus dem Klub, in dem man den Mut mit Kognak belebt hatte, und fand die Depeschen vor, von denen jede einzige das Hereinbrechen der Flut erkennen ließ.

In all diesen Tagen habe ich kein einziges Wort gehört, das die Auffassung hätte bestätigen können, der Krieg wäre dem einen oder dem andern willkommen. Ich habe keine Miene gesehen, die den Schluss zugelassen hätte, man habe den Krieg gewollt. Gerade auch Wilhelm von Stumm, der von einigen misstrauisch beurteilt worden ist, hat sicherlich nur gemeint, man werde den Bluff, diese geniale Erfindung der kühnen Mittelmäßigkeit, ohne Genickbruch durchhalten können. Gewiss, die Seele der Menschen hat viele Etagen und Räume, im Unterbewusstsein können Gedanken ruhen, denen das klar bewusste Denken widerspricht. In E. T. A. Hoffmanns »Elixieren des Teufels« führt der Pater Medardus ein Doppelleben, und der fromme Mönch ist den Scheußlichkeiten fremd, die er in seiner andern Gestalt verübt. Aber ich habe nur ein einziges Mal, aus dem Munde eines einflusslosen Diplomaten zweiter Klasse, auf meinen scharf geäußerten Einspruch, dass es nicht zur Katastrophe kommen dürfe, und dass man ihr entgegenglitte, eine Wendung wie diese vernommen: »Wollen Sie lieber, dass wir auf den

Standpunkt Belgiens heruntersinken?« – und auch diejenigen, die vielleicht so sprachen, waren wie Selbstmordkandidaten, die sich die selbstmörderische Absicht vorrenommieren und gar keine Lust haben, Selbstmord zu begehen. Mancher mochte sich zuflüstern: »Wenn es doch zum Kriege kommen sollte – besser jetzt, als später« – die alte fatalistische Melodie. Aber das flog vorbei. Nein, eine kriegerische Stimmung war bei den Hauptakteuren, soweit ich mit ihnen in Berührung kam, nicht zu konstatieren, und noch weniger gab es Anzeichen dafür, dass sich zielbewusste kriegerische Absicht hinter einer Verschleierung verbarg.

Das Erschreckende lag nur in der Hilflosigkeit gegenüber den fortrollenden Ereignissen, in der Armut an Einfällen, in der Passivität dieser Leute, die sich einen strategischen Plan zurecht gemacht hatten, nun nicht weiter wussten und – dabei immer mit einer Miene, als wären sie die einzig möglichen Staatsmänner – nur noch auf ein Wunder zu warten schienen, als der Plan misslang. Und noch schlimmer waren ihre diplomatischen Konversationskünste, Stilkünfte, Finessen, dieses Rüstzeug und diese Methoden – Überbleibsel einer ganz andern Zeit. Dieses Ausweichen, das sie für ein elegantes Florettspiel hielten, und diese höflichen, nichtssagenden Versicherungen, deren Unaufrichtigkeit sie eigentlich gar nicht verbergen wollten wie jene Kartenkünstler, die gern verstehen lassen, alles sei nur Trick und Geschicklichkeit.

Jagow war gewiss auf seine Art intelligent und gebildet, aber er hatte in einer Schule studiert, in der man sich noch das Haar puderte, dialektische Ausflüchte wie zierliche Tanzschritte einübte, das gleichmütige Lächeln probte und darauf dressiert wurde, über die Form zu plaudern, während es um das Leben der Völker ging. Diese altmodische, wirklichkeitsfremde Künstelei passte zu seiner zarten Konstitution, seiner Geschmacksveranlagung, seiner ultrakonservativen Denkrichtung, seiner Natur, die gepflegt und abgezirkelt war wie die beschnittenen Taxushecken im Park von Sanssouci. Ein solches diplomatisches Benehmen musste verdächtig erscheinen, musste den Argwohn erwecken, die deutsche Regierung beabsichtige etwas ganz anderes als die Rettung des Friedens, und weil diese courtoisievoll Diplomatie sich durchaus »undurchdringlich« machen wollte, konnte man meinen, sie zu durchschauen, und annehmen, sie suche absichtlich, planvoll den Krieg. [...]

In dem Hause nebenan, im Palais des Reichskanzlers, beschwichtigte Herr von Bethmann-Hollweg, solange es ging, seine Unruhe, indem er, oft mit vielen Korrekturen, Depeschen redigierte und sich den Spruch auf sagte, er habe alles nach bestem Wissen und Gewissen bedacht und gemacht, er sei in



jedem Augenblick auf der Höhe seiner staatsmännischen Aufgabe gewesen und kein Vorwurf könne ihn treffen, keine Kritik. Dann wieder sah er sich wohl als den Führer in Sturm und Not, den Führer der Nation, der, Feinde ringsum, unerschütterlich dastehen würde, aber es ist nicht sicher, dass die Wirkung dieser Kampferspritze sich als sehr dauerhaft erwies.

Dies waren einige der Eindrücke, die man nicht abwehren konnte, wenn man jetzt das Haus der steinernen Sphinx betrat. Erschreckender als alles andere war der Gedanke, dass hier und im Nebengebäude das Schicksal eines großen Volkes in den Händen von ein paar gänzlich unkontrolliert handelnden Beamten lag. Wenn ein Genie vom Kaliber Bismarcks dagewesen wäre, hätte der eine genügt. Aber wenn man die Fähigkeiten der drei oder vier addierte, ergab die Zusammenrechnung bei weitem kein Genie. Der Reichskanzler musste den Kaiser über das, was sie taten oder nicht taten, unterrichten, aber sie hielten es für nicht nötig, irgendeinen Mann, der politische Erfahrung besaß und vielleicht nützliche Ideen haben könnte, zu befragen oder ihn auch nur in ihre Schwierigkeiten einzuweißen. Sie fanden, dass ihre eigene Wissenschaft keiner Ergänzung bedürfe, und zogen, obgleich sie die Agonie kommen sahen, keinen andern Arzt hinzu. Fürst Bülow, trotz allen Fehlern eine Autorität im Entschlüpfen aus selbstbereiteten Gefahren, saß in Klein-Flottbeck bei Hamburg, wenige Eisenbahnstunden von Berlin. Und weder er noch sonst einer der älteren, weltkundigen Diplomaten wurde konsultiert. Es war in diesem Lande selbstverständlich, dass man nicht mit den Reichstagsparteien Fühlung nahm, ihre Vertrauensleute nicht zusammenberief. Das waren französische und englische Sitten, hier kannte man solche Entartung der Regierungsgewalten nicht. Die Aufgabe, von deren Lösung alles abhing, war die Angelegenheit weniger, und wenn die wenigen sich irrten, sich verannten, dann zahlten andere als sie. Die dicksten und festesten Befestigungen, die jemals die Ingenieurkunst aufgerichtet hatte, waren nicht so dick und fest wie die Mauern des Hauses in der Wilhelmstraße, nichts drang hinein, nichts drang heraus, einsam wirkten die Nornen unter dem Baume Ygdrasil.

30. Juli 1914

Die Berliner Morgenblätter am Donnerstag, dem 30. Juli, gaben die russische Teilmobilisierung bekannt. In Petersburg hatte der Zar an die Aspiranten der Marineschule eine Ansprache gerichtet, worin er ihnen den Glauben an »Gott und den Ruhm und an die Größe unseres mächtigen Vaterlandes« empfahl.

In Wien sagte Franz Joseph, der Allmächtige werde seinen Waffen den Sieg verleihen. Der liebe Gott wurde allseitig an seine Verpflichtungen gemahnt. Die Kriegsbegeisterung in Wien war groß, die patriotischen Straßenkundgebungen nahmen kein Ende, und die nach Serbien ausrückenden Truppen wurden so umjubelt, als wäre das nicht ein Marsch in den Tod, sondern bereits eine frohe Heimkehr zum Siegesfest. In einem Wiener Bericht hieß es: »Bengalische Feuer setzen den Platz vor dem Rathaus in strahlendes Licht, bis zum Halbrund des Burgtheaters, hundert Fahnen werden geschwungen, werden akklamiert und wer nur unkundig hierher kam, der musste glauben, der Friede und nicht der Krieg sei erklärt.«

Ich ging an diesem Tage früh ins Auswärtige Amt. Im großen Wartesaal saßen auf einem Sofa an der Wand der österreichisch-ungarische Botschafter Graf Szögyeny und der holländische Gesandte Baron Gevers, mehrere andere Diplomaten brüteten auf den altmodischen Fauteuils, standen herum oder blickten durch die Fenster auf die Wilhelmstraße hinaus. Anscheinend hatte niemand Lust, zu sprechen, und es herrschte ein Schweigen wie in einem Hause, in dem ein Toter liegt. Szögyeny, in seiner Sofaecke, war fahl, geisterhaft und wie erloschen, der alte Magyar, vor einigen Tagen immerhin noch elegant, glich jetzt einem hoffnungslosen bedürftigen Klienten im Wohnzimmer einer Arbeitsnachweis-Kommission.

Ich setzte mich zu ihm und fragte: »Glauben Sie nicht, dass noch ein Mittel, eine rettende Formel gefunden werden kann?«

Er antwortete mit müder Bewegung: »Ich glaube nicht daran. Wie soll eine Formel noch gefunden werden können? Die Gegensätze sind zu groß.«

Stumm, den ich dann besuchte, trug kühle Überlegenheit zur Schau. Ja, die Lage sei sehr ernst, die russische Mobilisierung habe alles verdorben, werfe alles um.

»Es besteht also keine Möglichkeit mehr, dass dieser entsetzliche Krieg vermieden wird?« –

»Neunundneunzig von hundert Chancen sind für den Krieg.« –

»Und England? Liegt nichts von Lichnowsky vor?« –

»Ach, Lichnowsky, der macht sich natürlich in die Hosen, nachdem er uns die ganze Zeit vorerzählt hat, England wünsche eine Verständigung mit uns.« –

»England wird mit Frankreich gehen.« –

»Was England tun wird, weiß man noch nicht.«

Es war nicht schwer, hinter dem Panzer der Kaltblütigkeit die Aufregung und Zerrissenheit zu erkennen. Wirklich, Stumm, der robust und kalt-schnäuzig scheinen wollte, war kein kriegerischer Berserker – er scheute

nur nicht genügend das Kostenrisiko und hatte, weil hier sein Platz war, an einer unglücklichen Spielpartie teilgenommen. Zuerst hatte er sich noch mit dem Gedanken weitergeholfen, eine russische Teilmobilmachung, nur gegen Österreich gerichtet, würde ertragen werden, auch vom Generalstab hingenommen werden müssen, würde jedenfalls kein Anlass sein, gleich alles aus dem Geleise zu bringen. Jetzt merkte er, wie das eine das andere nach sich zog und wie die Macht stündlich mehr aus den Händen der schiffbrüchigen Politiker zu den Militärs hinüberglitt. [...]

Nach zwei Uhr nachmittags liefen an diesem 30. Juli Zeitungsboten durch die Straßen, brüllten: »Extrablatt des »Lokalanzeigers«, Mobilmachung!« und warfen den herbeistürzenden Menschen ihre Papierfetzen zu. Der Text des Extrablattes begann mit den Worten: »Die Entscheidung ist gefallen.« Kaiser Wilhelm habe soeben die sofortige Mobilmachung des deutschen Heeres und der deutschen Flotte verfügt. Der Schritt Deutschlands sei »die notgedrungene Antwort auf die kriegerischen Vorbereitungen Russlands, die nach Lage der Dinge gegen uns nicht minder wie gegen unseren Bundesgenossen Österreich-Ungarn« gerichtet seien. Die Nachricht war unwahr, weil verfrüht. Der »Berliner Lokalanzeiger« musste durch ein zweites Extrablatt verkünden, sein erstes sei »durch einen groben Unfug verbreitet worden«, und er stelle die Unrichtigkeit der Meldung hiermit fest. Inzwischen hatte man in allen fremden Botschaften und Gesandtschaften das erste Extrablatt gelesen, Diplomaten und Zeitungskorrespondenten hatten die Sensation in alle Teile der Welt hinaustelegraphiert. Etwas später, von einigen auch erst nach längerem Zögern, weil man dem Dementi nicht glaubte, wurde der falschen Nachricht die richtige nachgeschickt. [...]

In einer späteren Nachmittagsstunde fand ich in meiner Redaktion Jules Hedemann, den »Matin«-Korrespondenten, vor. Er war aus Petersburg, von wo er seine schwungvollen Artikel über die unwiderstehliche russische Armee und den begeisterten Empfang Poincarés an sein Blatt telegraphiert hatte, am 27. Juli nach Berlin gekommen. Als er in seinem Petersburger Telegramm die Revue der »wundervollen Truppen« geschildert hatte, war in einigermaßen empfänglichen Leserherzen der Glaube an die »russische Dampfwalze«, die auf dem Wege nach Berlin jeden Widerstand plattdrücken würde, erwacht. Seit er in Berlin war, hatte er seinen Ton erheblich geändert, er wollte den Krieg nicht, schickte nach Paris, solange es ging, beruhigende Telegramme, pries in der Not seines Herzens die friedliche Gesinnung des deutschen Volkes und erkannte die versöhnlichen Bemühungen der deutschen Regierung an. Jetzt war er blass und bedrückt. Ich sagte ihm, was er gewünscht habe, sei nun ja da. Er war kein böser Mensch, nur

einer von denjenigen Stilisten, denen der Wunsch, die Leser bei ihrem Frühstück zu erfreuen, über alles geht. [...]

Am Abend, gegen zehn Uhr, abermals der unfrohe Gang zum Auswärtigen Amt. Nebenan im Vorhof des Reichskanzlerpalais ein paar Autos, wartende Diener, einige, soweit man im dünnen Lichtschein der Laternen erkennen konnte, in der kaiserlichen Livree. Auf der Straße eine ziemlich große Menge Neugieriger, die glaubten, dass der Kaiser bei Bethmann sei. Es waren aber nur Prinz Heinrich und einige andere hohe Besucher dort.

Stumm war abgespannt, aber merkwürdigerweise um ein Atom optimistischer, und versicherte, die Verhandlungen würden fortgesetzt.

Ob er meine, dass von dem Vorschlag, die österreichische Besetzung räumlich zu begrenzen, noch etwas zu erhoffen sei?

Er sagte, man setze die Bemühungen »auf einer ähnlichen Basis« fort. »Es ist alles bis aufs kleinste berechnet, man könnte sagen, mathematisch geradezu mit Raffinement.« Am meisten komme es jetzt auf die Haltung Englands an.

Dass es auf die Haltung Englands ankomme, war nicht gerade neu. Eigentlich musste man allmählich auch wissen, wie es damit stand.

Während wir sprachen, huschte lautlos Jagow herein, begrüßte mich lächelnd, legte ein Aktenheft auf den Schreibtisch und verschwand mit leisen Schritten durch die Tür. Ich habe nie begriffen, auf was für Sohlen er ging.

31. Juli 1914

Der 31. Juli, mittags, in der Wilhelmstraße eine große schweigende Menschenmenge, im Vorhofe des Reichskanzlerhauses diesmal zahlreiche Autos, oben bei Bethmann Konferenz. Im Auswärtigen Amt nur ein paar jüngere Diplomaten, die mir sagten, dass die Lage infolge neuer Nachrichten über russische Rüstungen absolut kritisch geworden sei.

Ich fuhr zur Redaktion zurück, wo mich eine halbe Stunde später Bernhard Dernburg besuchte, der von dem Unterstaatssekretär in der Reichskanzlei, Wahnschaffe, kam. Er teilte mir mit, Deutschland sei »in Kriegszustand« erklärt. Was bedeutete dieser Zustand, über den man uns in der Geschichtsstunde früher nicht belehrt hatte – offenbar eine militärische Neuerung? Noch nicht Mobilmachung, aber die Vorbereitung dazu. [...]

Wilhelm II. kam von Potsdam nach Berlin, gegen drei Uhr fuhr er mit der Kaiserin im offenen Automobil durch die Linden zum Schloss. Er saß unbeweglich da, sehr ernst und starr vor sich hinblickend, während er, um

für die Ovationen zu danken, automatisch die Hand an den Helmrand hob. Der Kronprinz, die Kronprinzessin und noch einige Familienmitglieder fuhren hinterher. Die hochrufende Menge erhitzte sich zu stürmischer Begeisterung, sie überflutete, als wollte sie ihrem Kaiser durch körperliche Nähe zeigen, wie sie sich mit ihm verbunden fühle, den Fahrdamm, Hüte und Taschentücher wurden geschwenkt. Es war ein warmer, strahlender Tag. In diese sonnige Luft mischte sich der schweißige Atem des Fiebers, drang schon ein Geruch von Blut. Um halb sieben Uhr trat Wilhelm II. an ein Fenster des Schlosses, umgeben von seiner Familie, und hielt eine Ansprache an das unten harrende Volk. »Man drückt uns das Schwert in die Hand«, falls es nicht noch in letzter Stunde gelinge, die Gegner zum Einsehen zu bringen. Nachdem er gesagt hatte, dass Deutschland das Schwert mit Gottes Hilfe siegreich führen und dass ein Krieg vom deutschen Volke enorme Opfer fordern würde, schloss er: »Und nun empfehle ich euch Gott. Jetzt geht in die Kirche, kniet nieder vor Gott und bittet ihn um Hilfe für unser braves Heer!« Man berechnete die Zahl der Menschen, die am Abend vor dem Schlosse standen, auf zweimal hunderttausend, und viele andere Hunderttausend wanderten durch die Straßen von Berlin. Ein Teil dieser großen Masse fand, indem er Hoch und Hurra rief, einen Abfluss für seine Erregung, man traf auch Banden von jungen Burschen in ausgelassener Bierlaune, und andere der Herumziehenden glichen aufgeschreckten Vögeln und waren sehr still. Doch war, bei all dem seelischen Druck, im Bürgertum eine gehobene patriotische Stimmung zu erkennen. Von manchem freilich wurde wohl nur aus der Not eine Tugend gemacht. Trupps von Manifestanten huldigten auch wieder der österreichischen Botschaft, und wie vor einer Woche erhielt auch diesmal die italienische Botschaft eine Ovation. Man hatte noch nicht gewagt, die Ahnungslosen zu warnen, und ließ sie sich lieber vor das unrichtige Haus verirren. [...]

Mittags war die Verkündung des »Kriegszustandes« erfolgt. Es blieb nicht lange bei dieser »vorbereitenden Maßregel«, dem Volke wurde keine Atempause gegönnt. Am Abend gibt eine Extraausgabe der amtlichen »Norddeutschen Allgemeinen Zeitung« bekannt, dass die deutsche Regierung ein Ultimatum nach Petersburg gerichtet und Russland aufgefordert habe, binnen zwölf Stunden seine Kriegsvorbereitungen einzustellen. Die deutsche Regierung habe darüber eine bestimmte Erklärung verlangt. Gleichzeitig habe man in Paris angefragt. Man habe dort um Auskunft über die Haltung Frankreichs im Falle eines deutschrussischen Krieges ersucht. Um elf Uhr abends verbreiten Extrablätter diese Nachrichten in Berlin. Jedem ist klar, dass Russland vor einem Ultimatum nicht zurückweichen kann und dass

dies die letzten Stunden vor dem Ausbruch eines ungeheuren Ereignisses sind. Die letzte Friedensnacht. Sicherlich finden die meisten keinen Schlaf.

Spätabends erwarte ich im Bahnhof Zoologischer Garten meine Frau und die Kinder, die von Scheveningen kommen. Ein fieberhaftes Gewühl, unzählige Züge mit Heimkehrenden und Soldaten, riesige Aufstauung von Gepäck. Die Fahrpläne gelten nichts mehr, alle Züge treffen mit großer Verspätung ein, gewissermaßen aufs Geratewohl. Um zwei Uhr morgens steigen die Meinigen aus einem der überfüllten Wagen, sie haben langen Aufenthalt in Holland gehabt, wo schon alle Brücken bewacht wurden, und in Deutschland, besonders in Essen, wo die Reise ins Stocken geriet. Ein Herr, der zum militärischen Sammelplatz reiste, hat während der Fahrt eines der Kinder auf seinen Knien gehalten – Güte des Menschen, der vielleicht dem Tode entgegenfuhr. In Essen war die Arbeiterbevölkerung wie betäubt gewesen, und es war dort nichts von der Sensationsstimmung zu verspüren, die sich in Berlin an den vorderen Rand der Szene drängt. Man kann bemerken, dass in dem Ankunftsgetümmel die Bahnbeamten nicht ihren Ordnungssinn verlieren, die Gepäckträger schließlich doch jeden Koffer herausfinden und zum Auto bringen. Diese Leute wissen, dass auch sie in den Krieg hinausgehen werden, und auch sie haben zu Hause Frauen und Kinder, aber jetzt rufen sie noch wie sonst: »Vorsicht, zurücktreten!«, wenn ein Zug einfährt, oder suchen mit dem Gepäckschein in der Hand, umsichtig und gewissenhaft wie immer, jedes vermisste Stück.

### 1. August 1914

Sonnabend, den 1. August. Gestern Abend ist in Paris, im Cafe Croissant, Jaurés erschossen worden – von einem Raoul Villain, einem Schreibersohn. Es ist ein logischer Mord, denn für die Bergpredigt ist in der neuen Religion kein Platz. Dunkle Mächte haben die Völker umstrickt, ihr Netz über die Welt gespannt, die Mörderhand hält das Genick der Menschheit gepackt. [...]

Den ganzen Vormittag über bin ich im Auswärtigen Amt. In dem großen Wartesaal befinden sich Graf Szögyeny, der schwedische Baron Taube und der Belgier Baron Beyens, aber soweit es eine Unterhaltung gibt, wird sie nur stockend und leise geführt.

Beyens sagt mir ein paar Worte über die glänzende Verfassung und die Aussichten der deutschen Armee. Eine überflüssige und etwas unnatürliche Höflichkeit.